

Besprechungen und Selbstanzeigen

Das schweizerische Bankwesen im Jahre 1926. Heft 9 der Mitteilungen des statistischen Bureaus der Schweizerischen Nationalbank, Verlag Art. Inst. Orell Füssli, Zürich. Preis Fr. 4. (Vergleiche hierzu die auf S. 00 publizierte Übersicht aus der Schweizerischen Bankstatistik.)

Die Bankstatistik 1926, äusserlich im gleichen Kleide wie ihre Vorgängerinnen erscheinend, birgt in ihrem innern Aufbau durch die Umgruppierung der Banken eine wesentliche Veränderung. Die bisherigen Gruppen «Lokal- und Mittelbanken» und «Spar- und Leihkassen» sind verschwunden und an deren Stelle sind die beiden neuen Gruppen «Grössere Lokalbanken» und «Mittlere und kleinere Lokalbanken» getreten. Ausserdem wurde für jede einzelne Bank geprüft, zu welcher Gruppe sie nach den typischen Merkmalen ihres Geschäftscharakters gehört, wodurch namentlich die Gruppe der Sparkassen berührt wurde. Eine besondere Studie wird über alle Änderungen, die im methodologischen Aufbau der Bankstatistik vorgenommen wurde, noch Aufschluss geben.

Aus der Bankstatistik 1926 seien hier nur wenige Zahlen hervorgehoben. Die Bilanzsumme aller Banken ist um 1136 Millionen fortgeschritten, eine Summe, die seit dem Bestehen der Bankstatistik noch nie erreicht wurde. Die Hauptursache dieser Bilanzvermehrung liegt allerdings nur zum kleineren Teil in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes begründet, sie ist vielmehr im internationalen Geschäft der schweizerischen Banken zu finden. Die herrschende Geldflüssigkeit hat den Zustrom der fremden Gelder verstärkt. Durch die Zunahme um 864 (Vorjahr 609) Millionen sind die fremden Gelder auf 13.149 Millionen angewachsen. Den grössten Zuwachs verzeichnen die Kontokorrentkreditoren; dann folgen die Spargelder, ein Zeichen dafür, dass der Sparsinn wieder einen neuen Impuls bekommen hat. Wenn die Vermehrung der Obligationengelder diesmal zurückgeblieben ist, so liegt der Grund in erster Linie in der Ermässigung des Obligationenzinssusses. Viele Banken hatten Ende 1925 und anfangs 1926 diesen Zinssuss teilweise bis auf $4\frac{1}{2}\%$ herabgesetzt. Einen beträchtlichen Zuwachs verzeichnen dagegen die sonstigen Depositen.

Was die Anlage der Banken anlangt, so ist einmal die Erweiterung des Wechselbestandes um 250 (Vorjahr 60) Millionen hervorzuheben. Auch die Kontokorrentdebitoren verzeichnen ein starkes Anwachsen. Bei beiden Positionen fällt die Auslandsbetätigung unserer Banken stark ins Gewicht. Die günstigen Verhältnisse auf dem schweizerischen Kapitalmarkt regte die Bautätigkeit weiter an, so dass sich die Hypothekaranlage um 292 (283) Millionen ausdehnte. Das Effektenportefeuille hat um 37 Millionen zugenommen. In der Gliederung der eigenen Effekten macht sich ein starkes Hervortreten der Bankobligationen auf Kosten der Obligationen öffentlich-rechtlicher Körperschaften bemerkbar. Der fiktive Aktivposten Währungsausfall figuriert nurmehr mit 3,59 Millionen in der Statistik.

Das Wirtschaftsjahr 1926 präsentiert sich für die Banken in einem günstigen Lichte. Ganz besonders hat die Tätigkeit der Banken im Ausland befruchtend gewirkt. Der Ausfall, den sie im einheimischen Geschäft durch die Ermässigung der Aktivzinsen erlitten, wurde durch den regeren Wertschriften- und Börsenverkehr wettgemacht. Der Bruttogewinn zeigt die gleiche Zunahme wie im Vorjahre. Die Verwaltungskosten sind infolge der Ausdehnung der Geschäfte weiter in die Höhe gegangen. Dagegen musste für Abschreibungen bedeutend weniger als im Vorjahr aufgewendet werden. Der Reingewinn macht bei allen Banken $7,10$ ($6,48$) % des werbenden Kapitals aus. Die Durchschnittsdividende der Aktienbanken ist von $6,98$ % auf $7,20$ % gestiegen.

E. Ackermann.

Neuere schweizerische Bankliteratur.

Obschon kein anderes Gebiet der schweizerischen Wirtschaft literarisch so intensiv bearbeitet wurde wie das Bankwesen, weist das wissenschaftliche Bild dieses Erwerbszweiges noch immer wesentliche Lücken auf, die neuen Untersuchungen Raum lassen. Vor allem fehlte

bis zum heutigen Tag eine zusammenfassende Würdigung des wichtigsten schweizerischen Banktyps, der Grossbanken. Dafür werden uns nunmehr fast gleichzeitig zwei Darstellungen präsentiert, die sich glücklicherweise weitgehend ergänzen, wenn auch eine vollständige Abstimmung nicht mehr möglich gewesen ist.

Die zuerst erschienene Bearbeitung, nämlich

Linder, Albert, Die schweizerischen Grossbanken, Beiträge zur schweizerischen Wirtschaftskunde, neue Folge, 2. Heft, Bern 1927, Stämpfli & Cie., tritt an die Frage vorwiegend unter historischem Gesichtspunkt heran. Sie sucht zu erklären, wie die schweizerischen Grossbanken in ihrer Eigenart aus den spezifisch schweizerischen Wirtschaftsbedingungen herausgewachsen sind. Die Hauptursache ihrer Entstehung erblickt Linder im Kapitalbedarf, der durch den Bau der Eisenbahnen und durch die Entstehung der Fabrikindustrie hervorgerufen wurde. Wie bei den deutschen Grossbanken ist also das Aktivgeschäft das Primäre im Gegensatz zu den englischen Banken, bei denen das Passivgeschäft den Ausgangspunkt ihrer Entwicklung bildet, und zwar tragen alle in den fünfziger und sechziger Jahren gegründeten Institute einen ausgesprochenen Credit-Mobiliar-Charakter, d. h. das Finanzierungsgeschäft steht bei ihnen im Vordergrund, und die Institute arbeiten vorwiegend mit eigenen Mitteln, während das laufende Bankgeschäft, insbesondere auch das Depositengeschäft, stark zurücktritt. Da aber dieses industrielle Finanzierungsgeschäft ein neues Tätigkeitsgebiet darstellt, auf dem alle Erfahrungen fehlen, charakterisiert sich die erste, bis zur Mitte der neunziger Jahre reichende Epoche durch die tastenden Versuche zur Ausbildung der Verwaltungsgrundsätze, die dieser neuen Bankbetätigung angemessen sind, was naturgemäss nicht ohne Fehlgriffe möglich war. Dieses Experimentieren wird von Linder anhand der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Institute in anschaulicher Weise gezeigt. Die zweite, bis zum Beginn des Weltkrieges reichende Periode erhält ihre besondere Note einerseits durch den Ausbau des laufenden Bankgeschäfts, insbesondere des industriellen Kontokorrentgeschäfts, neben dem das Finanzierungsgeschäft zwar immer noch eine bedeutende Rolle spielt, aber seinen spekulativen Charakter mehr und mehr abstreift, andererseits durch eine wachsende Expansion und Konzentration der Banken, die hauptsächlich durch die wachsenden Kapitalansprüche der Grossbetriebe, durch das Streben nach Risikoverteilung und nach erhöhter Placierungskapazität sowie endlich durch die Herabdrückung der Gewinnmargen infolge wachsender Konkurrenz bedingt ist und durch die Errichtung der Nationalbank gefördert wurde. Die Formen dieser Expansion und die Beteiligung der einzelnen Institute an dieser Bewegung werden ausführlich dargestellt. Ebenso gibt Linder hier eine prägnante Schilderung des Geschäftskreises der schweizerischen Grossbanken und eine kurze Charakteristik der in dieser Zeit neu entstandenen Grossbanken. Im letzten Abschnitt endlich werden die Auswirkungen des Krieges auf die Geschäftstätigkeit, die Organisation und den Ertrag der Banken aufgezeigt.

Im ganzen betrachtet bietet die Arbeit Linders ein abgerundetes und wohlproportioniertes Bild der Entwicklung und des heutigen Charakters der schweizerischen Grossbanken. Die Vorarbeiten in der Form der zahlreichen Monographien über die einzelnen Banken sind selbständig verwertet worden, und die Ausführungen werden gestützt durch sorgfältig ausgearbeitete Tabellen und Analysen der Bilanzzahlen, so dass die wirtschaftliche Eigenart der schweizerischen Grossbanken in aller Schärfe hervortritt. In der wissenschaftlichen Durchdringung und Darstellung des weitschichtigen Materials darf deshalb die Arbeit als vorbildlich bezeichnet werden.

Im Gegensatz zu der vorwiegend historisch orientierten Untersuchung Linders steht bei dem etwas später erschienenen Werk von

H. Kurz und G. Bachmann, Die schweizerischen Grossbanken, Zürich 1928, Orell Füssli-Verlag, der systematische Gesichtspunkt im Vordergrund: Es sollen vor allem «die heute von den Grossbanken betätigten Geschäftsformen, ihre technische Abwicklung und wirtschaftliche Bedeutung» geschildert werden. Ausserdem liegt die besondere Bedeutung des Werkes darin, dass es aus der Feder führender Bankpraktiker stammt, denen Erfahrungen und Informationen zur Verfügung stehen, die dem rein wissenschaftlichen Nationalökonom nur aus zweiter Hand erreichbar sind. Selbstverständlich fehlen deshalb in diesem Werk historische Partien

nicht ganz. Vielmehr zeigt der zweitgenannte Verfasser in einem einleitenden Kapitel in gedrängter Darstellung die Entwicklungslinien der Grossbanken vor und nach der Entstehung der Nationalbank auf, und an späterer Stellung findet sich ein Kapitel über die Beziehungen der Grossbanken zu den früheren Eisenbahngesellschaften, die eine interessante Ergänzung der Ausführungen Linders darstellen. Aber das Schwergewicht der Arbeit ruht auf der von Direktor Kurz geschriebenen Darstellung der Geschäftsformen der Banken.

Von den Passivgeschäften bietet nur die Ausgabe von Obligationen Veranlassung zu eingehenderer Diskussion. Wenn auch der Verfasser nicht auf alle Einwendungen eingeht, die gegen diese spezifisch schweizerische Geschäftsform vorgebracht werden, so kann man sich doch auf Grund der schweizerischen Erfahrungen sowohl aus bankpolitischen wie aus privatwirtschaftlichen Gründen seiner Verteidigung anschliessen. Bei den einzelnen Aktivgeschäften werden zunächst die besonderen Formen und Bedingungen, unter denen sie sich in der Schweiz abspielen, ferner die Veränderungen, die darin im Laufe der letzten Jahrzehnte eingetreten sind, sowie endlich die wirtschaftliche Bedeutung im Rahmen der Grossbanken und der schweizerischen Volkswirtschaft besprochen. Ausserdem geht der Verfasser aber auch auf die aktuellen bankpolitischen Probleme ein, die sich bei den einzelnen Geschäftsformen ergeben, so auf das Problem des Blankokredits, der Lombardwechsel, der Bankberatung beim Kommissionsgeschäft, des Eigenbesitzes an Wertpapieren und dessen Bilanzierung, der Beteiligung an ausländischen Trustgesellschaften und am Kapitalexport, wobei er im ganzen einen gemässigten Standpunkt vertritt. In Verbindung mit dieser Charakteristik der einzelnen Geschäftsformen untersucht der Verfasser die Grossbanken auch unter dem Gesichtspunkt der Liquidität und Rentabilität, und im Anhang gibt er zu diesem Teil eine willkommene tabellarische Darstellung der örtlichen Entwicklung der Banken, d. h. ihrer geographischen Expansion.

Eine Sonderbehandlung erfahren endlich noch die Beziehungen der Grossbanken zur Industrie und zur Nationalbank. Über das Verhältnis der Banken zur Industrie lässt sich der Verfasser in ähnlicher Weise aus wie Linder, d. h. er betont, dass die weitgehende Förderung der Industrie nicht zu einer Beherrschung geworden ist. Ausserdem lehnt er die Schaffung besonderer Exportkreditinstitute ab. Über die Grossbanken im Verhältnis zur schweizerischen Nationalbank auf der andern Seite äussert sich der Präsident des Direktoriums der Nationalbank. Er betont zunächst, dass die Gründung der Nationalbank die Entwicklung der Grossbanken in mehrfacher Hinsicht gefördert habe, und hebt dann die Punkte hervor, in denen die Interessen der Grossbanken und der Notenbanken auseinandergehen, nämlich die Frage der Diskontierung der Finanzwechsel und der Warenwechsel, die aus Krediten an das Ausland entstehen, sowie das Problem des Kapitalexportes. Die Diskontierung der beiden erstgenannten Wechseltypen nimmt nämlich die Nationalbank nur für kurze Fristen und nur auf Zusehen hin vor. Es muss jedoch die Frage aufgeworfen werden, ob eine solche Haltung mit den Bestrebungen zur Schaffung eines internationalen Diskontmarktes in der Schweiz vereinbar sind. Hinsichtlich des Kapitalexportes nimmt die Nationalbank aus Rücksicht auf die einheimischen Geldsätze und die einheimische Valuta ein auf freier Vereinbarung beruhendes Kontrollrecht in Anspruch, wie es im Ausland teilweise üblich ist.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass das vorliegende Werk die schweizerischen Grossbanken in erster Linie unter banktechnischem und bankpolitischem Gesichtspunkt behandelt, die der erstgenannten Arbeit fernelegen haben. An manchen Stellen hat man freilich den Eindruck, dass der Verfasser aus Furcht, interne Vorgänge zu verraten, weniger mitteilt als er auf Grund seiner Praxis weiss. Das führt zum Teil dazu, dass an Stelle der Schilderung schweizerischer Eigenart allgemeine Erörterungen oder vergleichende Ausführungen über ausländische Verhältnisse treten. Trotz dieser, aus der Rücksicht auf die frühere Praxis diktierten Zurückhaltung gibt uns das Werk wertvolle Aufschlüsse über die Geschäftstätigkeit der schweizerischen Banken und die aktuellen Probleme schweizerischer Bankpolitik, und durch die weitgehende Berücksichtigung allgemeiner Fragen des Bankwesens und der ausländischen Bankenorganisation erhält die Publikation fast den Charakter eines Handbuches des Bankwesens überhaupt.

Auch die an dritter Stelle zu nennende Abhandlung, nämlich:

Hügi, Werner, Ökonomische Eigenarten im schweizerischen Bankgewerbe, Bern 1927, Verlag von Paul Haupt, kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen. Sie bildet nämlich den

ersten systematischen Versuch, die schweizerischen Banken «von innen heraus», von der privatwirtschaftlichen Seite her zu erfassen; doch darf man darunter nicht die Technik, sondern die Ökonomik des Bankbetriebes verstehen, seine Kosten- und Ertragsgestaltung. Denn die Analyse der Kosten «zeigt das Wirken der verschiedenen Geschäftsauffassungen und Richtungen der gewollten Massnahmen und der herrschenden Notwendigkeiten, die Äusserung des ökonomischen Prinzips im Bankgewerbe», kurzum die «ökonomischen Eigenarten im schweizerischen Bankgewerbe». Nach einem einleitenden Kapitel, in dem hauptsächlich die Besonderheiten der Kosten- und Preisgestaltung im Bankwesen sowie die statistischen Grundlagen und die Gliederung der behandelten Banken erörtert werden, untersucht deshalb der Verfasser die Kostengestaltung der vier Hauptgruppen schweizerischer Banken, nämlich der Grossbanken, Kantonalbanken, Mittelbanken und Kleinbanken anhand bestimmter Verhältniszahlen, deren Verlauf er einer genauen Analyse unterwirft. Im Mittelpunkt steht naturgemäss der sogenannte Betriebskoeffizient, d. h. der auf Fr. 100 Bruttogewinn entfallende Verwaltungskostenbetrag, der seit 1906 eine steigende Tendenz zeigt, die seit der Kriegszeit besonders stark in Erscheinung getreten ist, so dass er sich in der genannten Zeitspanne nahezu verdoppelt hat. Aber diese Entwicklung verläuft nicht für alle Banken gleichmässig, sondern der Koeffizient der Grossbanken zeigt eine sehr starke Steigerung, während derjenige der Kleinbanken ungefähr konstant geblieben ist. Die Kantonalbanken und Mittelbanken nehmen eine Mittelstellung zwischen diesen Extremen ein.

An äusseren Gründen dieser Entwicklung nennt Hügi das Steigen des allgemeinen Preisniveaus, wobei die Besoldungen einen überdurchschnittlichen Auftrieb erfahren haben, der aber durch die Rationalisierung teilweise kompensiert wurde, ferner die allgemein erhöhten Anforderungen an den Geschäftsbetrieb infolge der komplizierteren Wirtschaftsverhältnisse und infolge der erhöhten Anforderungen an die Kulanz der Banken sowie endlich die durchschnittliche Verkleinerung des einzelnen Geschäftes.

Während diese äusseren Einflüsse die Banken mehr oder minder gleichmässig getroffen haben, machen sich die inneren, d. h. aus dem Wesen der einzelnen Banktypen hervorgehenden Ursachen bei den einzelnen Gruppen in sehr verschiedenem Ausmasse geltend. Denn aus dem inneren Bankzweck ergibt sich zunächst die Höhe der Kapitalien und der Standort der Bank, die die Kosten der einzelnen Typen sehr verschieden beeinflussen. Vor allem aber ist damit die Beschaffenheit der Kundschaft gegeben, die bei der Grossbank zur Entwicklung des Filialsystems führt, dessen besondere Kostspieligkeit einerseits im Verkehr mit und in der Kontrolle durch den Hauptsitz, anderseits in der unvollständigen Ausnutzung der Filialen beruht. Ferner bringt die Kundschaft der Grossbank zahlreiche Geschäfte mit sich, die mit besondern Spesen verbunden sind, nämlich vor allem die Verwaltung der offenen Depots, den Couponservice sowie endlich die Vermietung von Schrankfächern. Sodann hat die besondere Ausdehnung der Grossbank vielfach überproportionale Kosten zur Folge, herrührend vor allem von den luxuriösen Bankgebäuden an besten Verkehrslagen und von den aus der «Psychologie des Grossen» entstehenden besondern Verwaltungs- und Reklamespesen. Endlich bringt auch der innere, arbeitsteilige und mechanisierte Betrieb besondere Unkosten, die bei der Kleinbank fehlen. Nun entspricht allerdings dem höheren Betriebskoeffizienten ein niedrigerer Umsatzkoeffizient, d. h. ein geringerer Kostenbetrag auf Fr. 100.000 Gesamtumsatz. Dafür entfällt aber auch auf Fr. 100.000 Umsatz bei der Kleinbank ein sechsfach höherer Bruttogewinn.

Diese allgemeine Analyse wird nun ergänzt durch eine Reihe spezieller Untersuchungen. Anhand des Bilanzsummenkoeffizienten wird die Einwirkung der wachsenden Kulanz, anhand des Besoldungskoeffizienten die Bedeutung der menschlichen Arbeitskraft, der Arbeitsteilung und der Mechanisierung sowie endlich auf Grund eines Steuerkoeffizienten der Einfluss der Besteuerung analysiert. Besonderes Interesse verdienen endlich die Vergleiche zwischen der ökonomischen Eigenart der Bank- und der Industriebetriebe. Der Verfasser weist hier nach, dass es im Bankbetrieb im Grunde eine Frage nach dem Optimum der Betriebsgrösse überhaupt nicht gibt, weil eine verschiedene Betriebsgrösse gleichzeitig auch einen verschiedenen Banktypus bedeutet. Ausserdem ist der Sinn der Expansion im Bankgeschäft ein anderer als in der Industrie, da sie nicht in erster Linie aus Kostenerwägungen, sondern aus betrieblichen Rücksichten, wie besserem örtlichem Kapitalausgleich, besserer Risikoverteilung, grösserer Platzierungsfähigkeit usw. entspringt. Daraus ergibt sich das paradoxe Resultat, dass der Banktyp

mit den geringsten Kosten pro Produktionseinheit (Umsatz) gleichzeitig der wenigst rentable ist. Deshalb darf jedoch nach Senn nicht etwa die Kleinbank als die optimale Betriebsgrösse betrachtet werden, weil sie einen ganz verschiedenen Typ darstellt, sondern ein Optimum kann immer nur innerhalb der einzelnen Typen festgestellt werden. Wenn aber der Verfasser aus dieser Tatsache gleichzeitig auch den Schluss zieht, dass das Optimum des Grossbankbetriebes besonders hoch, wesentlich höher als in der Industrie anzusetzen sei, so können wir ihm allerdings nicht folgen, sondern müssen annehmen, dass hier eine Verwechslung mit dem Optimum der individuellen Betriebsausnutzung vorliegt. Auch die Tatsache, dass die Bank ein arbeitsintensives Gewerbe darstellt, spricht grundsätzlich gegen die These des Verfassers.

Wenn wir uns auch nicht allen Schlussfolgerungen des Verfassers anschliessen können, dürfen wir doch die Untersuchungen Hügis als eine der anregendsten Bankpublikationen der letzten Jahre bezeichnen, die das ökonomische Verständnis des schweizerischen Bankwesens um ein grosses Stück weiter gebracht hat und nicht nur ein privatwirtschaftliches, sondern auch ein eminent volkswirtschaftliches Interesse besitzt. Wenn nicht alles täuscht, wird sich die Untersuchung einen dauernden Platz in der Bankliteratur sichern.

Endlich ist hier eine Veröffentlichung anzuführen, die eine Institution behandelt, die an sich heute nur noch ein historisches Interesse besitzt, nämlich das Buch von

Senn-Pulver, James, Die Darlehenskasse der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 1914—1924.

Beiträge zur schweizerischen Wirtschaftskunde, neue Folge, 4. Heft. Bern 1927. Verlag von Stämpfli & Cie.

Aber der Verfasser hat es verstanden, das Wirken des Institutes mit den aktuellen bankpolitischen Problemen, nämlich mit der Frage der Finanzierung des Hypothekarkredits, in Verbindung zu bringen. Nachdem er die Stellung der Darlehenskasse im Rahmen der finanziellen Mobilmachung umschrieben und die Entwicklung der Idee im Ausland skizziert hat, behandelt er im Hauptteil des Werkes die Gründung, Organisation, Geschäftstätigkeit und schliesslich die Liquidation der Kasse, wobei auch die Zweckmässigkeit der Einrichtung zur Sprache kommt. Von prinzipiellem Interesse ist vor allem der Umfang und die Art und Weise der Inanspruchnahme. In dieser Hinsicht ergibt sich aus der Arbeit, dass die Benutzung der Institution wider Erwarten gering war, hat sie doch 58 Millionen Franken nie überschritten. Ebenso bemerkenswert ist die Tatsache, dass über zwei Drittel der bewilligten Kredite auf Banken und Versicherungsgesellschaften, und zwar im wesentlichen auf Hypothekarinstitute entfallen, die von der Einrichtung Gebrauch gemacht haben, um sich für gekündigte Obligationengelder Ersatz zu verschaffen. Dementsprechend sieht Senn das Hauptverdienst der Einrichtung in der Unterstützung des Hypothekarkredits und in der Tatsache, dass durch ihr Wirken die Mängel im schweizerischen Bodenkreditwesen aufgedeckt wurden. Deshalb verfolgt er im letzten Teil seiner Arbeit eingehend die Vorschläge zur Umgestaltung der Darlehenskasse im Sinne eines eidgenössischen Hypothekarinstituts, ein Vorschlag, der offenbar die Sympathie des Verfassers besessen hätte, der aber durch die Entspannung auf dem Kapitalmarkt hinfällig wurde.

Auch wenn man sich der Anschauung des Verfassers anschliesst, dass die Darlehenskasse durch die Förderung des Hypothekarkredits eine wichtige volkswirtschaftliche Funktion erfüllt hat, darf man doch nicht übersehen, dass diese Funktion im Grunde eine Fehlentwicklung der Institution darstellt. Denn es ist eine Täuschung, wenn der Verfasser (S. 13/14) glaubt, durch die Übernahme dieser Funktion durch die Kasse an Stelle der Notenbank sei eine Inflation vermieden worden, wenn diese auch zahlenmässig nicht ermittelt werden kann. Vielmehr hat die Allgemeinheit die Unterstützung des Hypothekarkredits zweifellos in der Form erhöhter Preise bezahlen müssen, soweit die Kassenscheine nicht einfach thesauriertes Kourantgeld ersetzt. Deshalb wäre es sehr wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser die prinzipielle Berechtigung der Institution einer eingehenderen Prüfung unterworfen hätte. Diese Untersuchung hätte um so fruchtbarer werden können, als für Deutschland schon seit Jahren eine Paralleluntersuchung von Leo Feuchtwanger vorliegt, die der Verfasser leider übersehen hat, obschon sie sowohl für Vergleichszwecke wie auch für die Kritik der Institution sehr wichtig gewesen wäre. Meines Erachtens zeigen die gemeinsamen Erfahrungen, dass die Einrichtung der Darlehenskasse immer nur als notwendiges Übel aufgefasst werden muss, das seine Existenzberechtigung

gung nur daraus ableiten kann, dass es dazu beiträgt, die Zahlungsmittelkrise, die regelmässig bei Kriegsbeginn eintritt, zu mildern und durch ihre blosse Existenz weitgehend zu verhindern. Dagegen kann es nicht Aufgabe einer mit Papiergeld finanzierten Institution sein, eine Steigerung des Hypothekenzinsfusses zu verhindern, weil eine solche Verwendung nur mit inflatorischen Wirkungen erkauft werden kann; die volkswirtschaftlichen Nachteile also die Vorteile bei weitem überwiegen. Jedenfalls kann von diesen Nebenfunktionen die Berechtigung der Institution niemals abgeleitet werden.

Schwegler, Walter. *Die Bilanz der Schweizerischen Nationalbank 1907—1925* Sammlung Volkswirtschaftlicher Abhandlungen, herausgegeben von der Handelswissenschaftlichen Abteilung der Universität Lausanne, 16. Lieferung, Zürich 1927: Orell Füssli Verlag.

Der Haupttitel des vorliegenden Werkes ist etwas irreführend, da es — ausser einem rein formalen Abschnitt — weder eine eigentliche Bilanzanalyse noch eine Bilanzkritik enthält. Man kann sogar sagen, dass diese Seite zu sehr vernachlässigt ist und die Bilanzzahlen ohne Rücksicht auf mögliche Unterbewertungen verwendet und verwertet werden. Den eigentlichen Inhalt des Buches gibt vielmehr dessen Untertitel an. Es handelt sich um «eine volkswirtschaftliche Studie über die Tätigkeit des Noteninstitutes auf Grund seiner Bilanzen und Geschäftsberichte». Die Bilanz bildet also lediglich den formalen Rahmen, in den die Abhandlung eingespannt ist. Eine gewisse Schwerfälligkeit der Darstellung, die sich daraus ergibt, wird jedoch aufgewogen durch die Tatsache, dass auf diese Weise die Geschäftstätigkeit der Nationalbank in allen ihren Ausstrahlungen erfasst wird. Deshalb zeichnet sich die Untersuchung vor allem durch ein ungewöhnlich hohes Mass von Gründlichkeit und Fleiss aus, so dass sie faktisch ein zuverlässiges Nachschlagewerk über die Entwicklung der Nationalbank in der Kriegs- und Nachkriegszeit geworden ist. Selbst die Vorkriegszeit ist relativ ausführlich behandelt, obschon es hier teilweise den von Jöhr bereits bearbeiteten Boden beackert.

Dagegen kann man sich nicht überall mit den theoretischen und kritischen Auseinandersetzungen des Verfassers einverstanden erklären, was wohl damit zusammenhängt, dass die neuere Geld- und Bankliteratur nicht genügend berücksichtigt worden ist. So muss zu der Behauptung, «dass der eigentliche Grund der zunehmenden Entwertung unserer Währung in den letzten Jahren (1923 und 1924) zu einem nicht geringen Masse in der Reskriptionswirtschaft zu suchen sei» (S. 285), dass also umgekehrt die Besserung der Valuta zur Hauptsache der Säuberung des Portefeuilles von Reskriptionen zugeschrieben werden müsse, — wenigstens in der extremen Formulierung des Verfassers — ein Fragezeichen gesetzt werden, wenn man nur einen kurzen Blick auf die gleichzeitige Bewegung des amerikanischen Devisenindex wirft. Vor allem sind aber die Ausführungen über die Frage der Goldinflation unbefriedigend, da die Wirkung des Goldzuflusses auf den Bankkredit ganz ignoriert wird, und die Erklärung der Preissteigerungen aus Ursachen von der Wareseite, die versucht wird, nicht stichhaltig ist. Aber diese Aussetzungen berühren nur einzelne Parteien und beeinträchtigen den Wert des Buches als ganzen keineswegs. Die meisten andern kritischen Auseinandersetzungen, z. B. über die Metaldeckung und vor allem über das Problem der Goldkernwährung sind im Gegenteil durchaus gut fundiert, so dass man die Arbeit — im ganzen betrachtet — als eine sehr erfreuliche Bereicherung unserer Bank- und Geldliteratur bezeichnen darf.

Böhler, Zürich.

Der Aufbau moderner Staaten. Eine Sammlung von Staaten-Monographien. 1. Band: *Die Schweiz seit 1848.* Geschichte, Politik, Wirtschaft, von **Eduard Fueter**. 305 S. mit 5 Karten. Br. 15. 60, geb. 18. 75. Orell Füssli, Verlag in Zürich, Leipzig, Berlin, 1928.

Der rührige Verlag hat sich die Aufgabe gestellt, den umfassenden geschichtlichen, das staatliche, politische, soziale und wirtschaftliche Leben der Gegenwart beherrschende Prozess, durch konzentrierte, anschaulich lebendige, mit höchster Geistesschärfe durchleuchtete Darstellungen der gegenwärtigen Zustände dem denkenden und handelnden modernen Menschen aufzudecken und klar zu machen. So soll eine Reihe von Abhandlungen dem Aufbau moderner Staaten gewidmet sein, jede beschränkt auf die Darstellung von Geschichte, Politik, Wirtschaft vor dem Kriege bis in die Zeit nach dem Kriege. Der erste Band, von Dr. Eduard Fueter verfasst, ist der Schweiz gewidmet, den zweiten, über die Vereinigten Staaten von Amerika, soll André Siegfried schreiben.

Das Geleitwort verspricht viel — verpflichtet den Verlag stark, und man wird u. a. auch danach die Einzelwerke beurteilen. Der vorliegende Band eröffnet die ganze Reihe vielversprechend. Es ist ein vortrefflicher Einfall gewesen, einen Historiker, der sich in den letzten Jahren mehr und mehr in die wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Landes eingearbeitet hat, mit der Aufgabe zu betrauen. Fueter hat in der Tat eine konzentrierte, anschaulich lebendige und mit Geistes-schärfe durchleuchtete Darstellung gegeben.

Eine die wirtschaftlichen, finanzpolitischen, inner- und ausserpolitischen und religiösen Verhältnisse der Schweiz um die Mitte des 19. Jahrhunderts behandelnde Einleitung versetzt den Leser ins Milieu, und dann wird das Thema abgewandelt.

1. Buch: *Die Herrschaft des Liberalismus*.

Die neue Bundesverfassung; die neuen Schöpfungen in Verkehr und Wirtschaft, der politische Aufbau; die Leistungen des neuen Staatswesens; die erste Periode der Eisenbahn; die Beziehungen zum Auslande.

2. Buch: *Die neuen Volksrechte und die wirtschaftliche Umschichtung*.

Die direkte Beteiligung des Volkes an der Regierung; die neue Bundesverfassung und ihre Ausführung; wirtschaftliche Umschichtungen in Landwirtschaft und Industrie; die sozialistische Bewegung; Eisenbahnbau; Gotthardbahn.

3. Buch: *Die Folgen der wirtschaftlichen Umschichtung und der neuen Volksrechte (1888—1900)*.

Umgestaltung der alten Parteien; Erweiterung der Volksrechte; Eisenbahnverstaatlichung; neue Finanzpolitik; neue Industrien.

4. Buch: *Die Schweiz als Glied der Weltwirtschaft (1900—1914)*.

Wirtschaftliche Struktur; politische Parteien; Finanzpolitik; Wasserkraftwesen, sozialpolitische Neuerungen; Stellung zum Auslande.

5. Buch: *Die Schweiz und der Weltkrieg (1914—1918)*.

Wirtschaftliche Lage; Neutralitätspolitik; dem Namen- und Sachregister ist auch eine praktische Zeittafel (1844—1927) beigegeben.

Eine so weitgreifende Darstellung auf 271 Seiten Text muss knapp sein; so wollte es der Verlag; aber gelegentlich wünschte man auch wieder etwas mehr an Einzelheiten, an Belegen. Es ist eine Art dekorativer Schilderung, die Fueter uns gibt, und namentlich der Fremde, der den Aufbau unseres kleinen Staatswesens und seine Entwicklung seit 1850 kennen lernen will, wird nach der Lektüre des Buches in der Tat «im Bilde sein». Als Volksbuch kann das Werk kaum angesprochen werden, denn es setzt doch mancherlei an Kenntnissen in der Geschichte der Schweiz, seiner Wirtschaft und Politik voraus; es will sich aber auch, wie der Verlag sagt, an denkende Menschen wenden. Man liest das Ganze mit grossem Genuss und kommt, wenn man damit begonnen, nicht leicht los. Von den Karten ist jene über Eisenbahnen und Industriezentren kaum befriedigend ausgefallen. In der Zeittafel hätte, da die Gründung des Schweizerischen Juristenvereins (1861) erwähnt worden, auch diejenige der Schweizerischen Statistischen Gesellschaft aufgeführt zu werden verdient (1864), da diese während Jahrzehnten für die Durchführung wichtiger statistischer Erhebungen aller Art eingetreten ist. In ihrer Zeitschrift ist an Aufsätzen über die schweizerische Wirtschaft und die schweizerische Bevölkerung ausserordentlich viel Wertvolles niedergelegt. — Ob sodann ein knappes Verzeichnis von Spezialwerken, ein Literaturnachweis, nicht für manchen Leser erwünscht wäre? Die Ausstattung ist vorzüglich: in jeder Hinsicht ein schönes Werk!

F. M.

Bächtold, Hermann (Dr. Prof.). Die schweizerische Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart. Verlag von Studer & Co., Frauenfeld. 1927. Geb. Fr. 2. 50.

Dieses kleine Buch — man kann es beinahe in die Westentasche stecken — ist das 45. Bändchen der Sammlung «Die Schweiz im deutschen Geistesleben», die Harry Mainc in Bern herausgibt. Es hätte von niemand besser geschrieben werden können, als eben von Prof. Bächtold, dem Basler Historiker und Wirtschaftshistoriker, der schon in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik (1924 I ff.) die geschichtlichen Entwicklungsbedingungen der schweizerischen Volkswirtschaft auf 21 Seiten dargestellt hat. Unserer statistischen Gesellschaft selbst ist er ja kein Unbekannter. Wir finden im vorliegenden Büchlein die wirtschaftlichen Beziehungen der Schweiz und Deutschland vom Mittelalter an bis zur Neuzeit behandelt, in welcher

Art sie sich auch je dargeboten haben, ob in der Form der Grundherrschaften auf beiden Seiten des Rheins, ob in den wirtschaftlichen Beziehungen der Städte (z. B. Basel und Konstanz), ob im Münzwesen, ob im Warenverkehr (Korn, Vieh, Käse, Salz, Wolle, Wolltuch, Leinwand, Baumwolle, Seide, Metall, Metallwaren), ob im Kapitalverkehr, ob im «Organismus» von Messen (Frankfurt, Genf, Zurzach) usw. oder ob endlich in der Stellung der Schweiz als Transitland. So im Mittelalter. Dann schildert Bächtold die Neuzeit, lässt um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine neue Epoche sich einsetzen, in der neue Kräfte der Wirtschaft der schweizerischen Orte eine von Oberdeutschland unterschiedliche Form gaben.

Das Land wird «industrielles und kapitalistisches Frühland», eilt Deutschland voraus und wird gegen Ende des 18. Jahrhunderts das verhältnismässig industrialisierteste Land des Kontinents. Verlagssysteme und Hausindustrie kommen auf, und Arbeitskraft und Kapital werden die starken Produktionsfaktoren. Ich muss es mir versagen, dem Faden weiter zu folgen; sondern möchte zur Lektüre des Büchleins anregen. Es ist lebendig geschrieben und gibt trotz seines geringen Umfangs ein schönes Bild der wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder. F. M.

Schweizer Schriften für rationelles Wirtschaften. Nr. 4. Arthur Jacoby, Der Kundendienst. Nr. 5. Dr. K. Rohwaldt, Reklame-Psychologie. Je Fr. 2. Verlag A. Hofer & Co., Zürich. 1927.

Die Nummern 1—3 dieser Schriften sind hier schon besprochen worden. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten Vorträge, die die Vereinigung Zürcher Spezialgeschäfte veranstaltet hat und die von erfahrenen Fachleuten gehalten worden sind. Beide dienen in vorzüglicher Weise der Praxis. F. M.

Furger, Dr. Fridolin: Zum Verlagssystem als Organisationsform des Frühkapitalismus im Textilgewerbe. Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 11. Heft. Hsgeg. von Prof. v. Below. Stuttgart, W. Kohlhammer 1927. II + 155 S.

Diese aus einer Dissertation hervorgegangene Arbeit erfährt in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik (Augustheft 1927) durch Prof. Aubin in Halle eine siebenseitige Besprechung, — um es richtig zu sagen — Aubin stellt ein Idealprogramm für eine solche Untersuchung auf und weist nach, dass der Verfasser ein solches Programm bei weitem nicht erfüllt hat. Wenn die Arbeit hier besprochen wird, so deshalb, weil sie auch schweizerische Verhältnisse einbezieht, das «Verlagssystem im schweizerischen Textilgewerbe im 16., 17., und 18. Jahrhundert», d. h. das Leinwand-, Wollen-, Baumwollen- und Seidengewerbe in St. Gallen, Appenzell, Zürich, Glarus und Basel. Vielleicht ist diese Arbeit zu früh entstanden; denn im Grunde wird man eine zusammenfassende, das Typische herausholende Untersuchung dieser Art erst vornehmen können, wenn einmal für die Mehrzahl der Städte und Gegenden Einzeldarstellungen vorliegen. Heute aber sind unsere Archive noch lange nicht alle durchgearbeitet, und Verschiedenes in frühern Darstellungen — ich denke an Geerings berühmtes gewordenes Werk Handel und Industrie der Stadt Basel, 1886 — ist heute zum Teil ergänzt oder berichtigt worden. Die Vollständigkeit einer Synthese, wie Furger sie versucht hat, hängt aber auch davon ab, ob es dem Verfasser gelingt, das vorhandene gedruckte Material zu ermitteln und zu erfassen, jeden Vortrag zu verfolgen, der für ihn von Bedeutung sein könnte. Das ist nicht eine einfache Sache und gelingt auch reifern Wirtschaftshistorikern nicht immer, weil wir noch kein Repertorium der Arbeiten auf wirtschaftshistorischem Gebiet haben. Furger sind u. a. entgangen: Dr. F. Schwabs «Industrielle Entwicklung des Kantons Solothurn, 3. Lieferung, Die Textilindustrie, Solothurn 1927; das Schappebuch (Dr. F. Mangold und Dr. H. F. Sarasin), Basel 1924; ein Vortrag von H. Jönelli in Basel und die Basler Dissertation W. Brunners: Untergegangene Zweige der Basler Textilindustrie, 1926. Furger würde erfahren haben, dass auch im Berner Jura, im Solothurnischen, im Gebiete des Vierwaldstättersees Verleger aller Art haben arbeiten lassen. Die Schappe-Fäulerei, -Kämmelei und -Spinnerei ist im 17. und 18. Jahrhundert im Jura, im Zürichbiet, in der Ostschweiz und andern Orten verlagsweise betrieben worden. Er würde erfahren haben, dass Seidenstreicher nichts anderes als Schappekämmler sein können, dass das Verlagssystem auch in der Strickerei und Wirkerei Fuss gefasst hatte usw. Der Verfasser schränkt seine Aufgabe selbst ein; er will «die Entwicklung und Ausbreitung des Verlags innerhalb der zünftlerischen Produktionsordnung der mittelalterlichen Stadt in den Hauptzentren

der kontinentalen Textilindustrie im Mittelalter» betrachten (im 1. Teil) und das Werden und Blühen ausserhalb dieser Schranken an dem Beispiel der schweizerischen Textilindustrie im 16., 17. und 18. Jahrhundert dartun. Aber ich meine, gerade für letztere habe er sich keine Schranken gesetzt.

Ich möchte mit Aubin sagen, «trotz allem, es ist erfreulich, dass einmal mit der Sammlung des Materials für ein grösseres sachliches Produktionsgebiet der Anfang gemacht worden ist». Erfreulich, dass wirtschaftshistorische Untersuchungen überhaupt wieder an die Hand genommen werden. Die Arbeit ist in einem guten Deutsch geschrieben, ein Lob, das nicht allen Dissertationen gespendet werden kann.

F. M.

Die Lebenshaltung minderbemittelter Familien in Hamburg i. J. 1925. Statistische Mitteilungen über den Hamburgischen Staat Nr. 20. Herausgegeben von Prof. Dr. S. S. Kölln. Hamburg 1926. M. Meissners Verlag.

Was wir in der Schweiz gerne einmal haben möchten, nämlich Haushaltsrechnungen sogenannter minderbemittelter Familien, das scheint dem Statistischen Landesamte in Hamburg vorzuliegen. Jedenfalls lässt der oben genannte Titel darauf schliessen. Der schweizerische Leser erlebt aber eine Enttäuschung; denn die 80 Haushaltsvorstände, deren Rechnungen uns vorgelegt werden, sind zum grössten Teile gelernte Arbeiter und Angestellte, und wenn man annimmt, es handle sich etwa um kinderreiche Familien, so zeigt einem der Text, dass 65 von ihnen 0—2 Kinder hatten, weitere 10 je 3—4. Der Darstellung geht auch nicht eine Erörterung des Begriffs der minderbemittelten Familien voraus; das wäre doch wohl zu erwarten gewesen. So zeigt sich denn, dass der verehrte Kollege in Hamburg unter Minderbemittelten etwas anderes versteht, als wir in der Schweiz; für uns sind es die Angehörigen der untersten Schichten der Arbeiterbevölkerung oder genauer: die Angehörigen der Schicht der Unselbständigen mit dem geringsten Einkommen. «Minderbemittelte» werden bei uns in Hilfsaktionen in erster Linie einbezogen; «Minderbemittelte» beziehen in der Regel Notwohnungsbaracken. Es sind Familien, aus denen Haushaltsbücher schwer zu erlangen sind. Sie werden kaum geführt. Nutzlos! Zwecklos! Am Ende geht doch Null von Null auf! Solche Rechnungen hätten wir gerne, weil aus ihnen erst ersichtlich ist, wie die Ärmsten leben. Man hält ja bekanntlich unsern Haushaltsrechnungen aus Basel, Bern, Zürich usw., aus denen die Verbrauchsmengen für die Berechnung des Index der Lebenshaltungskosten gewonnen werden, vor, dass sie nicht ein typisches Mittel darstellen, weil sie aus sogenannten gehobenen Familien stammen, Familien mit guter Ordnung, weil deren Einkommen doch eine ausreichende Höhe erreiche.

Die Hamburgerarbeit entbehrt aber für uns, trotz dieser Enttäuschung (für die der Titel verantwortlich ist) keineswegs des Interesses; schon wegen der Zusammensetzung der Ausgaben, wegen der ermittelten Verbrauchsmengen, der Einkommenshöhe usw. Es ist nicht beabsichtigt, hier ins Einzelne gehende Vergleiche anzustellen, schon wegen der ungleichen Zeit, aus der die Haushaltsrechnungen in der Schweiz und in Hamburg erhoben worden sind; aber es gelüstet einen doch, folgendes nebeneinander zu stellen:

Es entfallen von den Ausgaben auf:

	80 Hamb. Fam. 1925	323 Schweiz. Fam. 1921
Lebensmittel	45.0 %	41.0 %
Miete	8.3 %	12.1 %
Heizung und Beleuchtung	4.3 %	5.4 %
Bekleidung und Wäsche	11.7 %	10.9 %
Wohnungseinrichtung	3.8 %	4.8 %
Zusammen	72.9 %	74.2 %

Man beachte die durch Kursivschrift hervorgehobenen Posten: Hamburg mehr für Lebensmittel. Schweiz mehr für Miete und Wohnungseinrichtung.

Verbrauchsmengen im Durchschnitt pro Haushalt (Hamburg 3.86 Personen, Schweiz 4.24 Personen kg):

	Hamburg	Schweiz
Fleisch	106	66
Wurst	35	26
Fische	37	3
Zusammen	178	95
Fette	64	16 + 5.4 l Öl
Butter	16	24
Kartoffeln	440	234
Brot	473	341
Eier, Stück	445	478
Milch, Liter	374	1066

Auffallend: Für die Hamburger der viel grössere Fleisch-, Fett-, Kartoffel- und Brotverbrauch, für den Schweizer mehr Butter, Milch und Eier. Wohl müsste ein eigentliches Vergleichen auf Konsumeinheiten sich erstrecken; aber auch schon diese wenigen Zahlen lassen grosse Unterschiede vermuten. In den einzelnen Haushaltungen schwanken diese Verbrauchsmengen ausserordentlich stark, genau wie bei uns, und man wird das Gefühl nicht los, die Zahl dieser Rechnungen sei doch zu klein, als dass aus ihnen zuverlässige Schlüsse z. B. hinsichtlich der Verbrauchsmengen gezogen werden könnten.

Auf einer Tabelle wird auch der *Nährwert* der von einer Vollperson täglich verbrauchten Nahrungsmittel errechnet. Da sei die Frage gestattet, ob solche Berechnungen auf Grund der Ausgaben der Haushaltungsbücher allein gemacht werden können. Man hat doch meines Erachtens für manches zu wenig Anhaltspunkte, kennt wohl die Qualitäten zu wenig und weiss nicht, wie die Hausfrau kocht. Das aber, sagen die Physiologen, sei nicht nebensächlich. F M.

Stoll, Dr. med. E. II. Aufgaben der Bevölkerungspolitik. Br. Mk. 1. 60. Jena, Gustav Fischer. 1927.

Der Verfasser ist Mediziner und Neomalthusianer gemässigter Richtung, unmässig aber in gewissen Teilen seines Aufsatzes, wie aus einigen der folgenden Belege hervorgeht. (Vgl. auch die letzten Sätze auf S. 9 der Schrift.) Eigentlich auf deutsche Verhältnisse gemünzt, entbehrt er doch nicht allgemeinen Interesses. Stoll ist, wie mir scheint, stark von East: Die Menschheit am Scheidewege, Basel 1926, beeinflusst.

«Alle Bemühungen um eine Besserung unserer sozialen Verhältnisse und des allgemeinen Kulturzustandes werden umsonst sein, wenn wir nicht lernen, den Zuwachs mit der noch möglichen Erweiterung unseres Nahrungsspielraumes in richtige Beziehung zu setzen.» Allerdings ist Geburtenverhütung festzustellen, aber nur bei den obern Ständen. «Eine völlig ungehemmte Kindererzeugung findet heute nur noch bei den ganz Primitiven, den Schwachsinnigen, den Trinkern und bei denen statt, die durch eine bestimmte Weltanschauung vom Gebrauch der Vorbeugungsmittel zurückgehalten werden.» Folge: Verrückung der Geburtenkurve und Herabdrücken des Durchschnittswertes der Nation. «Es gibt im Deutschen Reiche zurzeit etwa 75.000 Idioten, 100.000 Epileptiker und 200.000 Geisteskranke. Noch viel grösser ist die Zahl der Geistesschwachen und Psychopathen, aus deren Reihen sich das Heer der Trinker, der Landstreicher und Verbrecher rekrutiert.» Die nicht irgendwie interniert werden, dem Vagabundentum oder dem Selbstmord verfallen, «vermehrten sich doppelt so zahlreich wie die wertvollen Teile der Bevölkerung». Daher soll man sich dieser Minderwertigen nicht mit falsch verstandenen humanen Massnahmen annehmen.

Es sei z. B. ein Verdienst sehr zweifelhafter Art, einen Lebensmüden zu retten, der sich töten will. Der Selbstmord bilde einen Auslesefaktor. «Die Mehrzahl der Selbstmörder leistet . . . ihrem Volke den einzigen, den wertvollsten und schwersten Dienst, den ein unverschuldetes Schicksal ihnen zu vollbringen noch erlaubt.» Die Selbstmörder seien überwiegend degenerativ veranlagt. Also ist die bevölkerungspolitische Aufgabe 1. Auslese, d. h. Vermehrung der Hochwertigen und Verringerung der Minderwertigen. Dieses durch Ausschaltung aller mit schweren Erbfehlern Belasteten (der Verbrecher, Geisteskranken, schweren Psychopathen, Schwind-süchtigen, mit angeborener Taubstummheit Behafteter) von der Möglichkeit der Fortpflanzung durch Sterilisierung. Die Abtreibung (in Deutschland 500—600.000 kriminelle Aborte jährlich) soll nicht mehr generell der Strafe unterstehen; der Eingriff muss unentgeltlich erfolgen.

Mit der Beseitigung des keimenden Lebens darf kein Geschäft mehr gemacht werden (dann werden auch nicht mehr jährlich etwa 10.000 Frauen durch kriminellen Abort «gemordet»).

2. Aufbau, d. h. staatliche Gegenleistung an jene Hochwertigen, die Kinder erzeugen, und Belastung derjenigen, die sich dieser Pflicht entziehen. Schaffung von Heimstätten, was aber erst in grossem Umfange möglich sei, wenn Grund und Boden nicht mehr Spekulationsobjekte sind; dazu Kinderbeihilfen und Steuerreform. Aber das Wichtigste: die Geburtenregelung. Ganz wie bei East!

Manches ist zahlenmässig nicht belegt; offenbar ist es dem Verfasser darum zu tun gewesen, durch eine pointierte Darstellung zu wirken. F. M.

Lipmann, Otto. Grundriss der Arbeitswissenschaft und Ergebnisse der arbeitswissenschaftlichen Statistik. Mit 50 Abbildungen im Text. Jena. Gustav Fischer. 1926

Prof. Milliet hat in seinen Betrachtungen über Wirtschaftskunde (1927, 562 f. dieser Zeitschrift) auch die junge Wissenschaft der angewandten Psychologie erwähnt und auf die Schriften von William, Stern, Otto Lipmann und Hugo Münsterberg verwiesen; meines Wissens das erstemal, dass hier die Arbeitswissenschaft genannt worden ist. Das veranlasst mich, auf eines der grundlegenden Bücher, auf Lipmanns Arbeitswissenschaft, aufmerksam zu machen. Was Lipmann an verschiedenen Stellen publiziert hat, ist hier zusammengefasst als Grundriss, worin der Inhalt der Arbeitswissenschaft, die allen Nachdruck auf die Wirkungs- und Bedingungsforschung zu legen hat, klargestellt, das Gebiet der Arbeitswissenschaft mit jenem der Betriebswissenschaft verglichen, das Gemeinsame und das Trennende hervorgehoben wird. Dann wird die Arbeit psychologisch analysiert, werden die Faktoren der Leistung, die Wege der Produktionssteigerung, die Bedingungen und Nebenerscheinungen der grössern oder geringern Produktion und schliesslich die Methodik der Arbeitswissenschaft erörtert. Immer drängt der Verfasser auf objektive, unpolitische Untersuchungen; immer ist ihm die Arbeitsweise der gemeinsamen Boden, das neutrale Gebiet, auf dem Unternehmer und Arbeiter sich treffen. Recht interessant, wenn auch noch nicht erschöpfend erledigt, sind die im II. Teile mitgeteilten Ergebnisse der arbeitswissenschaftlichen Statistik. Das beigegebene Literaturverzeichnis wird in einer 2. Auflage des Buches wohl ergänzt werden. F. M.

Gsell, Dr. Emil. Die Arbeitslosenversicherung in Grossbritannien. Zürcher volkswirtschaftliche Forschungen, herausgegeben von Prof. Dr. M. Saltzew. Band 12. Fr. 8. 75. Zürich, Giessberger & Co., Verlag. 1927.

Wiederum eine gute Arbeit aus dem Seminar des Zürcher Professors Saltzew. — Die Arbeitslosenversicherung beschäftigt in der Schweiz das eidgenössische Arbeitsamt sowohl als auch manche Kantonsregierung und Städteverwaltung; namentlich da, wo das Obligatorium eingeführt worden ist (Basel, Solothurn, Neuenburg und Glarus) oder wo man es einzuführen beabsichtigt, ist man über alle fremden Erfahrungen froh. Ist doch noch so manches unklar und unerprobt! So ist, wer mit dieser Versicherung zu tun hat, ausserordentlich erpicht über Darstellungen wie die vorliegende, und man hegt den Wunsch, es möchten ihr andere dieser Art folgen.

Allerdings ist eines nicht zu übersehen: Manche Erfahrung, gute oder schlechte, gelangt nicht in die Akten. Es ist das, was die Kassenverwalter und die sonst an der Leitung von Arbeitslosenkassen Beteiligten tagtäglich kennen lernen im Verkehr mit Arbeitslosen und mit Unternehmern. Die Jahresberichte der Kassen müssten eigentlich in alle Einzelheiten gehen, aber — wer findet Zeit zur Abfassung von solchen einflusslichen Berichten? Man ist immer wieder froh, wenn nur das Dringendste erledigt ist. So wird vermutlich in dem von Gsell benützten Material manches fehlen, was die Praktiker gerne würden gesehen haben. Das tut dem Wert des Buches für die in der Arbeitslosenversicherung Tätigen nicht viel Abbruch; sie werden es, wenn sie sich in die Probleme vertiefen wollen, lesen müssen. F. M.